

Zusammen sind wir Heimat

(Vortrag von P. Manfred Kollig SSCC, Berlin, am Tag der Caritas und Seelsorge für Haupt- und Ehrenamtliche im Bistum Mainz am 8. Juni 2017 im Erbacher Hof)

Zunächst danke ich Ihnen für diese Einladung. Ich bitte Sie, mir zuzugestehen, dass ich als Seelsorger und Theologe und nicht als Sozialpädagoge, Soziologe oder Politologe das von Ihnen gewünschte Thema bedenke. Aus diesem Grund wird das, was ich sage, für Sie an einigen Stellen zu wenig konkret oder zu wenig geerdet sein. Aber ich kann nur aus dieser Perspektive meinen Beitrag leisten und hoffe, dass nachher in dem Gespräch und in Ihrer Gruppenarbeit auch andere wichtige Perspektiven eingenommen und Aspekte eingebracht werden.

1. Heimat aus christlicher Perspektive: unvollkommen, befristet und schmutzig

„Jesus ist Straße“, schreibt der Jesuitenpater Christian Herwartz, der jahrzehntelang als Arbeiterpriester gewirkt hat und in einer offenen Kommunität in Berlin–Kreuzberg lebte. Jesus ist Straße, und das von Anfang an. In der Herberge war kein Platz für ihn, aus dem Stall musste er fliehen und vom Kreuz aus kehrte er, unter zwei Verbrechern hängend, in seine Heimat zurück und fand „seine Ruhe“.

In der Nachfolge Jesu über das Thema „Zusammen sind wir Heimat“ nachzudenken, führt auf eine Spur, auf die man aus sich selbst eigentlich nicht kommt. Denn Heimat ist für uns doch eher der Ort, an dem wir uns geborgen fühlen. Heimat wird oft als Raum gedacht, den man sich selbst gestalten kann. Heimat ist dort, wo ich die Menschen kenne, mit ihnen rechnen kann und sie weitgehend berechenbar sind. Heimat ist das Haus, in dem ich lachen und weinen darf, nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen muss, kuscheln darf und nicht kuschen muss, sicher bin und in Ruhe schlafen kann.

Die „neue caritas“ hat in der Migrations- und Integrations-Info vom Februar 2017 gefragt, was Heimat bedeutet. Prof. Georg Cremer erinnert, dass Heimat ebenso vielfältig ist wie unsere Identität: „Wir werden geprägt durch unsere soziale Herkunft, unseren Glauben, unsere Staatsangehörigkeit, unseren Wohnort, unsere Ausbildung, unseren Beruf, unsere politischen Ansichten, unsere kulturellen Vorlieben.“ Darüber hinaus prägen uns auch unsere Gene, unsere Unfälle, unsere Medien und unsere Essgewohnheiten. Die JunProf. Dr. Anna Meiser erinnert in derselben Zeitschrift, dass im Urindogermanischen Heimat die Bezeichnung für das „Lager bzw. den Ort ist, wo man sich niederlässt.“ Sie weist auf die romantischen Klänge von Heimat hin, die vor allem ideale Orte und ideale Natur beinhalten. Zugleich spricht sie die Gefahren an, wo der Begriff Heimat nationalistisch gefasst wird und damit Grund für Ausgrenzung und Ausweisung wurde und wird.

Was auch immer wir persönlich mit Heimat verbinden, ist unsere Vorstellung von ihr stets mehr Vision als Wirklichkeit, mehr gehofft als wirklich vorhanden.

Jesus ist Straße. Diese Straße hat ein Ziel, das wir Himmel nennen. Deswegen ist irdische Heimat immer zeitlich begrenzt, unvollkommen, in Bewegung, veränderungsbedürftig. Die Tapeten, die unsere Zimmer heimisch anmuten lassen, müssen regelmäßig erneuert werden; der Anstrich hält nicht ewig; die Fenster verlieren ihre Isolierfähigkeit; das Dach wird brüchig; die Türen werden morsch; die Nachbarn sterben; die Bäume der wunderschönen Allee fallen dem Sturm zum Opfer und die Kirche bricht nach einem Erdbeben zusammen. Müssen wir uns nicht mit dem Gedanken anfreunden: Zusammen sind wir Heimat auf der Straße.

Wenn Heimat ein mit dem Leben als Getaufte in der Nachfolge Jesu wichtiger Begriff sein soll, dann muss sie zeitlich befristet und unvollkommen gedacht werden, berührbar und durchlässig, auf Teilhabe bedacht und durch Teilen geprägt. Heimat im christlichen Sinne muss eher von dynamischer Beziehung her gedacht werden als von statischer Sicherheit, mehr von vertrauensvoller

Improvisation als von konstruierter Perfektion, mehr schmutzig als clean, mehr vorläufig und zielorientiert statt der Illusion erlegen, schon am Ziel zu sein. Wir sollten nicht so tun, als wären wir in der Vergangenheit schon einmal in unserer Kirche unserem Ziel näher gewesen als heute. Denn die aktuelle Heimat ist der Wiederkunft des Herrn und unserer Vervollkommnung und Verewigung näher als alles, was vor uns als Heimat erlebt wurde. Und alles, was wir hier Heimat nennen, ist einerseits bedürftig, und dort, wo wir sie bereits als schön, lebenswert und himmlisch erfahren und erinnern, ein Vorgeschmack auf den Himmel, nie aber bereits das „himmlische Jerusalem“.

Wo wir als Christinnen und Christen Heimat festmachen an Gebäuden und Kirchtürmen, an Lieblingsessen und Brauchtum, an Ornamenten und Dekoration, entfernen wir uns von dem Heimatbegriff, den Jesus durch sein irdisches Leben in diese Welt gebracht hat.

Dieser Heimatbegriff war geprägt nicht von äußeren Umständen und Zuständen, sondern von innerer Gewissheit. Gott wurde Mensch; verließ die perfekte Heimat „Himmel“ und kam in die unvollkommene Heimat „Welt“. Seine Heimat war die Geborgenheit in seinem Gott und Vater. Die wenig komfortable und von Bedrohung gekennzeichnete Heimat, die Jesus in der Krippe und am Kreuz fand, konnte er annehmen, weil seine Heimat in Gott war. Diese innere Gewissheit, dass Gott mit ihm ist und ihn nicht zugrunde gehen lässt, war so stark, dass Jesus sich mit den äußeren Merkmalen von Heimat, wie wir sie kennen, nicht beschäftigt hat. Auf die Spitze getrieben hat er es als pubertierender Zwölfjähriger, indem er seine Eltern verließ, sein Nest und sein Zuhause, um deutlich zu machen, dass seine Heimat bei „seinem Gott und Vater ist“. So mahnt uns Jesus, uns nichts vorzumachen, wenn es um Heimat geht. In dem Maß, in dem wir im Inneren Heimat finden und die innere Gewissheit uns trägt, können wir auf die Verteidigung äußerer Gegebenheiten, die wir als Heimat bezeichnen, verzichten. Und alle Sicherheiten, die wir schaffen, um unsere äußere Heimat zu verteidigen, können die innere Gewissheit nicht ersetzen. Jesus lässt sich nieder in Gott, deswegen kann er Straße sein und auf der Straße leben. Nicht der Islam gefährdet unser Zusammenleben, sondern die Tatsache, dass unser christlicher Glaube sich vielerorts mit äußeren Riten begnügt, ohne zu innerer Gewissheit zu werden, die trägt und das alltägliche Leben der Christinnen und Christen privat, beruflich, politisch und gesellschaftlich prägt.

Der Heimatbegriff Jesu ist aus meiner Sicht Voraussetzung, um „zusammen“ Heimat sein zu können. Denn anders als im Begriff „gemeinsam“ steckt in dem Begriff „zusammen“ bereits Bewegung: Zusammenkommen ist anders als gemeinsam kommen; zusammenführen anders als gemeinsam führen; zusammenstehen anders als gemeinsam stehen. Wenn Heimat aus christlicher Sicht in der Welt eher als Straße mit Herberge denn als Haus zu verstehen ist, dann leben wir auf dieser Straße zusammen, sind in Bewegung, entdecken, finden und verlieren uns, gehen Beziehungen ein und verabschieden uns. Jesus ist Straße und Christinnen und Christen sind Straße, die Menschen zusammenbringt, um zu teilen und teilnehmen. Damit stelle ich nicht in Abrede, dass der Mensch Orte braucht (s. Christoph Stender, Wenn Orten der Erinnerung die Erinnerung abhandenkommt, im: Pastoralblatt 5/2017).

2. Integration beginnt mit dem Betrachten: Kontemplation vor Aktion

Nicht nur aber auch bei dem Thema „Migration und Integration“ denken wir schnell an Aktionen. Gebräuche kennenlernen, sich auf den Geschmack syrischer Flüchtlinge einstellen und das lecker finden, was wir vor zehn Jahren noch nicht einmal angeschaut hätten; den Flüchtlingen aus Afrika schnell den Unterschied zwischen gelber, blauer, brauner und grauer Tonne beibringen; und vor allem Deutsch in 30 Tagen lernen oder den achtwöchigen Kurs in Hocharabisch an der VHS belegen.

Ich lade Sie ein, sich zu entspannen. Wer an seinen ersten Besuch bei den möglichen Schwiegereltern denkt, wird sich neben der eigenen Nervosität auch an das Verhalten der potentiellen Schwiegermutter bzw. des Schwiegervaters erinnern: Nicht das Fünfgangmenü oder das aufgeräumte

Wohnzimmer, sondern die Begrüßung, das Interesse, der Blick und das Hinhören, das Gefühl, nichts oder alles falsch machen zu können, sind uns in Erinnerung.

Was die Begegnung mit den Fremden und die Integration betrifft, so sollten wir uns in der Gelassenheit üben. Wenn ich dies sage, weiß ich: Nicht sofort alles, was geschieht, auf dem Appell-Ohr zu hören; nicht sofort aktiv zu werden, wenn ein Bedarf entsteht; nicht sofort zu handeln, wenn zu einer Tat aufgerufen wird, fällt uns gerade im kirchlichen und pastoralen Kontext schwer. Im kirchlichen Kontext sind wir anfällig, alles zu wollen, vollständig, stets und perfekt. Aber: Was chronologisch ansteht, muss kairologisch betrachtet nicht dran sein. Was kalendergemäß passieren soll, ist nicht automatisch der beste Zeitpunkt für das, was geschehen kann. Wenn die Uhrzeit für das Mittagessen gekommen ist, muss der Mensch nicht automatisch Hunger haben. Und was wünschenswert ist, muss nicht machbar sein. Um im Bild zu bleiben: Es gehört zur Heimat in dieser Welt, dass nicht immer, wenn wir Hunger haben, das Essen bereits zubereitet ist. Die Verantwortung, Menschen Heimat zu geben, wächst in dem Maße, in dem wir den anderen Menschen betrachten (vgl. den ethischen Ansatz in der Philosophie von Emmanuel Levinas). Gerade diejenigen in unserer Gesellschaft, die derzeit vorgeben, Tugenden wie z.B. Verantwortung ins Bewusstsein zu bringen, zeichnen sich dadurch aus, dass sie Fremde unangesehen ausgrenzen und fernhalten wollen.

Würde alles von uns abhängen, dann bräuchte es nur die Aktion; bräuchte es das ständige Handeln „bis zum Umfallen.“ Der Jesuit Vitus Seibel hat einmal ein uns bekanntes Wort von Ignatius von Loyola wie folgt übersetzt: "Wir müssen so auf Gott vertrauen, als ob alles von uns, nichts von Gott abhinge. Wir müssen unsere Kräfte aber so einsetzen, als ob alles von Gott, nichts von uns abhinge."

3. Wo ich mich blicken lassen kann und mich blicken lasse, ist Heimat

Das genaue Hinsehen und Betrachten wird im Kontext von Spiritualität „Kontemplation“ genannt. Das Wort „Kontemplation“ kommt vom Lateinischen und setzt sich zusammen aus „con“, das bedeutet „gemeinsam“ oder „mit“, und „templum“, das bedeutet „Heiliger Raum“. Hier geht es gleichsam um den gemeinsamen Ort von Gott und Mensch; um den Menschen, in dem Gott wohnt, spricht und wirkt. Kontemplation heißt, sich selbst und den anderen als den Lebensraum Gottes zu betrachten: als Ort, an dem sich die Gottesbeziehung bewahrheitet und bewährt; sowohl in den Macht- als auch in den Ohnmachtserfahrungen. „Con templum“; wo Gott im Menschen wohnt und sich Gott und Mensch eine gemeinsame Behausung teilen, ist nie nur Ohnmacht, sondern zeigt sich auch Macht; offenbaren sich Gaben und Charismen, Möglichkeiten und Kräfte in Grenzen.

Ohnmacht als Ausdruck des „kleinen Unterschieds zwischen Gott und Mensch: „Du hast den Menschen nur wenig geringer gemacht als Gott.“ (Psalm 8). Dieser kleine Unterschied zeigt sich, wenn wir die eigenen Grenzen erkennen und anerkennen, an denen wir nicht freiwillig, sondern der Not gehorchend Erfahrungen sammeln, ohnmächtig zu sein: keine Antwort auf die Frage eines Menschen zu kennen; im Kalender keine Zeit mehr für den Notleidenden frei zu haben; kein Geld für den Bettler und keine heilenden Kräfte mehr für den körperlich oder seelisch Verletzten. Auch das gehört zur Heimat in dieser Welt dazu.

Der kontemplative Mensch betrachtet in sich selbst sowohl die Ohnmacht als auch die Macht. Wer nicht beide Wirklichkeiten in sich sieht, lebt nicht in einer lebendigen Gottesbeziehung, weil er sich entweder nur als unbegnadeten Menschen wahrnimmt oder Allmachtsphantasien entwickelt. Kontemplation bewahrt den Menschen davor, sich als Nichts- oder als Alleskönner zu sehen und zu präsentieren. Der kontemplative Mensch betrachtet sich selbst und kommt über die Selbstbetrachtung zu Gott. Diese Betrachtung lässt ihn angesichts der Ohnmacht erschrecken und angesichts der Macht staunen. Erschrecken und Staunen sind für Menschen, die anderen die Herzen für die Beziehung mit Gott öffnen wollen, wesentliche „Fähigkeiten“. Sie sind Ausdruck dafür, dass Menschen aus dem Geist „liebender Aufmerksamkeit“ (Ignatius von Loyola) auf sich selbst und die

anderen, auf die Situationen und Wirklichkeiten, die Schöpfung und die darin zu gestaltenden Lebensräume schauen.

4. Möglichkeiten (Gaben / Charismen) vermuten, entdecken, fördern und zulassen

Integration ist dort möglich, wo Menschen sich als Menschen wahrnehmen, ganz gleich ob sie sich fremd oder heimisch fühlen bzw. als Fremde oder Einheimische bezeichnet werden.

Der Künstler, die Politikerin, der Priester und die Fußballspielerin: sie alle halten sich selbst für eine charismatische Persönlichkeit. Die Frau entdeckt, dass ihr Freund gut kochen kann und sagt, er sei ein begnadeter Koch. In jedem Menschen, der uns begegnet, steckt eine Begnadete oder ein Begnadeter. Neugierig und offen für Entdeckungen im anderen Menschen zu sein, nimmt die Angst und das Bedrohungspotential, den Druck, sich rechtfertigen und verteidigen zu müssen.

Wer sich mit dem Wort- und Themenfeld Begabung – Talent – Befähigung – Charismen beschäftigt, schaut auf die Möglichkeiten, auf Spielräume und Ressourcen, die er in der Schöpfung und insbesondere im Menschen vermutet, ahnt oder bereits entdeckt hat. Er nimmt eine positive Weltsicht ein und stimmt Alfred Delp zu, dem Jesuitenpater, der noch knapp drei Monate vor seinem Tod im engen Raum des Gestapogefängnisses Berlin-Tegel mit gefesselten Händen folgendes Bekenntnis geschrieben hat: „Das eine ist mir so klar und spürbar wie selten: Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt er gleichsam uns entgegen. Wir aber sind oft blind. Wir bleiben in den schönen und bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen. Das gilt für alles Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, hingebende Antwort. Die Kunst und der Auftrag ist nur dieser, aus diesen Einsichten und Gnaden dauerndes Bewusstsein und dauernde Haltung zu machen und werden zu lassen. Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir immer gesucht haben.“

Wer an die Gegenwart Gottes glaubt und an das Wirken des Heiligen Geistes, wird neugierig und sucht nach den Beweisen. Er lässt sich nicht vorrangig leiten von den Defiziten und von den Grenzen, sondern vom Glauben an das, was innerhalb der Grenzen möglich ist. Er sieht die Welt nicht pessimistisch, sondern realistisch. Für ihn ist das Glas nicht halb voll oder halb leer, sondern sowohl halb voll als auch halb leer.

Liebende Aufmerksamkeit ist zu spüren, wo Menschen andere Menschen, Situationen, Bedingungen, kurzum Lebensrealität nicht ausschließlich defizitär sehen und beurteilen, sondern als Botschaft Gottes. So sind beispielsweise Flüchtende und Geflüchtete nicht zuallererst Problemfälle, sondern Möglichkeiten der Begegnung mit Gott (vgl. z.B. Mt 25,40). Dann kann in dieser Begegnung auch die Botschaft Gottes gehört werden, Probleme, die sich durch Flucht und Vertreibung ergeben, anzuschauen und sie lösen zu helfen.

Wer glaubt, dass Gottes Geist das Brot wandelt und in ihm Jesus Christus vergegenwärtigt, der weitet seinen Blick weit über das hinaus, was Brot oberflächlich angeschaut ist und woraus es besteht: aus Mehl, Wasser, Salz und anderem; es ist alles, aber nicht Leib Christi. Mit dem weiten und vertrauensvollen Blick auf dieses Brot wird es für den konkreten Menschen eucharistisches Brot. Auch hierzu ein Beispiel aus dem wahren Leben:

Das heißt: Zusammen sind wir Heimat, wo wir die Menschen, wo immer sie herkommen, welcher Religion sie angehören, ob sie an einen Gott glauben oder nicht, als Menschen ansehen, mit denen Gott eine Geschichte hat und haben möchte.

5. Aus diesem Verständnis von Heimat die pastoralen Herausforderungen im Kontext von Migration und Integration annehmen

Die erste pastorale Herausforderung besteht darin, als Katholiken in unserem Land einander zu befähigen, die Fremden als Menschen zu betrachten, in denen und durch die sich Gott mitteilt, der sich nicht aufhalten lässt; die Schwestern und Brüder zu sehen als diejenigen, in denen auch der Pulsschlag des Evangeliums schlägt. Gerade unsere Vergangenheit, in der wir unsere Nachbarn nicht als Brüder und Schwestern im Glauben gesehen, sondern z.B. als Polen und Franzosen bekämpft und getötet haben, muss uns mahnen, im Falle von Flucht und Vertreibung die heutigen Fremden als Mitmenschen und die getauften Fremden als unsere Schwestern und Brüder zu sehen, zu erkennen und anzuerkennen. Dies ist eine Herausforderung, die zunächst eine kontemplative Kompetenz erfordert und weniger zur Aktion auffordert. Der Päpstliche Rat der Seelsorge für die Migration und Menschen unterwegs schreibt in seiner Instruktion „Erga migrantes caritas Christi“ aus dem Jahr 2004: „Wir können also das gegenwärtige Migrationsphänomen als ein sehr bedeutsames Zeichen der Zeit betrachten, als eine Herausforderung, die es beim Aufbau einer erneuerten Menschheit und in der Verkündigung des Evangeliums des Friedens zu entdecken und zu schätzen gilt.“ Weihbischof Dieter Geerlings, stellvertretender Vorsitzender der Migrationskommission, hat dieses Dokument ausführlich gewürdigt, weil in ihm die Migration als heilsgeschichtliches Zeichen gedeutet und durchbuchstabiert wird.ⁱ Er führt aus, dass die heutige Situation angesichts von Flucht und Migration daran erinnert, dass die Entwicklung der Kirche konstitutiv an Migration gebunden ist und die Kirche einen universalen Sendungsauftrag hat. *(WB Geerlings verweist in diesem Zusammenhang auf den Artikel von Regina Polak und Martin Jäggle, Gegenwart als locus theologicus. Für eine migrationssensible Theologie im Anschluss an Gaudium et spes. In: Jan-Heiner Tück (Hrsg.), Erinnerung an die Zukunft. Das Zweite Vatikanische Konzil, Freiburg 2012.)* Teil dieses Sendungsauftrags ist es, die Fremden aufzunehmen, in denen wir nach Mt 25,35 Jesus Christus selbst antreffen. „Fremde“ umfasst alle, unabhängig von Geschlecht, Nationalität und Religion (vgl. Nostra aetate Nr. 5). **Die erste pastorale Herausforderung ist es, im Anerkennen der eigenen menschlichen Begrenzung mit einer umfassenden liebevollen Aufmerksamkeit den anderen Menschen als potentielle Botschaft Gottes wahrzunehmen, die stets Zuspruch und Anspruch beinhaltet, Liebe und die Aufforderung zu lieben. In dem Maße, in dem dies gelingt, erfahren Menschen „irdische Heimat“.**

Die zweite pastorale Herausforderung lautet: **Wir müssen die Menschen ihre Würde spüren lassen, die sie aufgrund unseres Menschenbildes haben.** In Ihrem Schreiben „Leben in der Illegalität in Deutschland – eine humanitäre und pastorale Herausforderung“ von 2001 haben die Deutschen Bischöfe u.a. den damaligen Papst und inzwischen heiligen Johannes Paul II zitiert: „Der Status der Ungesetzlichkeit rechtfertigt keine Abstriche bei der Würde des Migranten, der mit unveräußerlichen Rechten versehen ist, die weder verletzt noch unbeachtet gelassen werden dürfen.“ⁱⁱ Diese zweite Herausforderung, die Menschen ihre Würde spüren zu lassen und ihnen das christliche Menschenbild nahe zu bringen, beinhaltet auch die Aufgabe, sich zu dem Wunsch derjenigen unter den Flüchtlingen zu verhalten, die getauft werden möchten. **Wo Menschen erfahren, dass sie eine Würde haben, obwohl sie nicht bei uns geboren wurden, nur bedingt für unseren Arbeitsmarkt taugen, unsere Sprache nur schlecht oder nicht kennen, gestalten wir Heimat im christlichen Sinn.**

Die **dritte pastorale Herausforderung** besteht darin, **die Komplexität der Situationen zu vermitteln, vorab unseren eigenen Schwestern und Brüdern, aber auch der gesamten Gesellschaft.** Komplexität zeigt sich beispielsweise, wo sich Menschen verschiedener christlicher Konfessionen und darüber

hinaus religiöser Bekenntnisse begegnen; wo ein verstärkter und differenzierterer Blick auf die Ökumene und die Intensivierung des interreligiösen Dialogs notwendig werden. Sie wird erfahrbar, wo Flüchtlingskinder mit anderen pädagogischen Vorerfahrungen in unser schulisches System kommen, das von schülerorientiertem Lernen geprägt ist; in ein Konzept von Bildung und Erziehung, das die Kinder als Persönlichkeiten ernst nimmt. Komplexität zeigt sich ebenfalls, wenn religiöse und philosophische Themen diskutiert werden und es nicht nur das Hindernis der Sprache gibt, sondern auch die Tatsache, dass viele Menschen nicht mit dem Denken der Aufklärung vertraut sind, was zu Miss- und Unverständnis führt. Komplexität zeigt sich ebenfalls in der Vielfalt der Ängste und ihrer Ursachen, die deutsche Mitbürgerinnen und Mitbürger angesichts der Flüchtlinge empfinden und auf vielfältige Weise ausdrücken. Komplexität vermitteln bedeutet weiter, den Menschen keine utopisch anmutenden Ideallösungen für alle Flüchtlinge zu präsentieren. Hierzu gehört, den Menschen, denen wir in der Pastoral begegnen, zu vermitteln, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen unserem Wohlstand und den Gründen der Menschen, aus ihren Ländern zu fliehen; und dass es kein gutes Leben für alle geben kann, ohne bereit zu sein, Einschränkungen zu akzeptieren. Ebenso gehört es zum Erfassen der Komplexität, Konkurrenzen wahrzunehmen, die es durch die Unterstützung für Arme unterschiedlicher Prägung geben kann: Flüchtlinge, Wohnungs- und Arbeitssuchende aus EU-Staaten und deutsche Hartz-IV-Empfänger (Gestufte Bedürftigkeit erkennen und vermitteln).ⁱⁱⁱ

Heimat in dieser Welt ist nicht monoton und uniform, sondern vielfältig, komplex und manchmal auch kompliziert, weshalb es nur selten einfache und schnelle Lösungen geben kann.

Die **vierte pastorale Herausforderung**, die sich speziell für die christlichen Flüchtlinge ergibt, lautet: **Die Schwestern und Brüder im Glauben unterstützen, damit sie hier eine Heimat finden und ihre Gottesbeziehung in einer ihnen vertrauten Form leben und gleichzeitig in die bestehenden Gemeinden integriert werden können.** Versuchen wir, die Perspektive unserer christlichen Schwestern und Brüder einzunehmen: Für sie ist Vieles fremd; Straßenbilder, Infrastruktur, Essenskultur, Arbeitsformen, Familienleben u.v.a.m. Ihnen bzgl. ihres Glaubenslebens nicht auch noch zu viel Fremdes zuzumuten und sie gleichzeitig in unsere christlichen Gemeinden und Gemeinschaften zu integrieren, stellt eine weitere pastorale Herausforderung dar; keine Assimilation (einseitige Anpassung der Christinnen und Christen an die Gewohnheiten unserer Ortskirchen) einerseits und keine Parallelkirchen (beispielsweise bestimmt von nationalem Denken und einer die Communion behindernden „Nostalgie“) andererseits.

6. Ausblick

Heimat im Sinne und aus dem Geist Jesu ist dort, wo Menschen in Beziehung leben und nicht so tun, als sei der andere Luft oder bereits gestorben. Wir glauben an einen Dreieinigen Gott, das heißt an einen Gott, für den Beziehung wesentlich ist: zwischen „Vater, Sohn und Geist“, zwischen ihm und der Schöpfung. Dieser Gott ist kein geschlossener Dreier-Club, ermöglicht uns Leben und nimmt uns mit in seine Gemeinschaft auf. Heimat ist dort, wo wir in Beziehungen leben, die offen sind für neue Menschen, in denen wir Gottes Botschaft entdecken, seine Gaben und seine Aufgaben, das heißt, die Chancen, geliebt zu werden und zu lieben

ⁱ Geerlings, Dieter, Die Zeichen der Zeit deuten. Migration als Ort der Theologie und des Glaubens, in: Unsere Seelsorge (Dezember) 2015, 8-11

ⁱⁱ Johannes Paul II, Botschaft zum Welttag der Migranten 1995, Nr. 2